

Stefan Schwarz

Mann in Not

Wie man Frauen, Kinder
und die eigenen Eltern erzieht

GOLDMANN

Buch

Nach seinem Erfolg von »War das jetzt schon Sex?« schreibt Stefan Schwarz erneut von seinen alltäglichen Selbstbehauptungsversuchen als Mann, Vater und erwachsener Sohn. Wieder gelingt es ihm, das komische Potenzial in ganz gewöhnlichen, alltäglichen Situationen zu entdecken, ihnen skurrile Seiten abzugewinnen, das Geschehen im Rahmen der gerade noch denkbaren Glaubwürdigkeit zuzuspitzen und das Ganze dann mit hoher Pointendichte und originellem Wortwitz zu schildern. Das ist Schwarz' Kunst, und die beherrscht er meisterhaft.

Autor

Stefan Schwarz, Jahrgang 1965, ist mehrfach erprobter Ehemann und leidenschaftlicher Vater. Im »Magazin«, einer 1924 gegründeten Berliner Traditionszeitschrift, die von ihren Lesern auch gern als der »New Yorker des Ostens« bezeichnet wird, bestreitet er eine monatliche Kolumne über das letzte Abenteuer der Menschheit, das Familienleben. Mit seinem ersten Erzählungsband »War das jetzt schon Sex?« hat er es zum Liebling der Leser gebracht. Er lebt mit Frau und zwei Kindern in Leipzig und nennt sich Allerweltsjournalist und Gelegenheitschriftsteller.

Von Stefan Schwarz außerdem lieferbar

War das jetzt schon Sex? Frauen, Familie und andere Desaster
(45921)

»In einer Zeit des Wahnsinns anzunehmen,
dass man der einzige normale Mensch auf der Welt sei,
ist natürlich selber eine Form von Wahnsinn.«

Saul Bellow
(nicht mein Hund)

Zuerst

Mein Name ist Stefan Schwarz. Ich bin jetzt vierzig Jahre alt und hatte einmal fast schon Blut im Urin. Es war aber doch nur, weil ich vorher Rote Bete gegessen hatte. Eine Freundin habe ich leider nicht mehr, weil ich meine Freundin geheiratet habe. Meine Frau dreht den Hitzeregler immer auf zehn, wenn sie Haferbrei für die Kinder macht. Ich dreh ihn immer auf sieben. Bei meiner Frau brennt der Haferbrei immer an und bei mir nicht. So geht das jetzt schon Jahre. Ich liebe meine Frau, obwohl es in puncto Haferbrei ein bisschen mühsam ist. Ich bin der Vater des Sohnes, den der Klassenlehrer in der Elternversammlung immer meint, wenn er »hier keine Namen nennen will«. Meine Tochter sagt gerne: »Du bist Kacki!« zu anderen Menschen. Mein Lieblingsmusical ist »My fair Lady« und mein Lieblingsfilm ist »Fight Club«. Neulich hat sich herausgestellt, dass ich keine Hunde malen kann. Das ist alles sehr schwer zu erklären, aber ich versuche es trotzdem ...

Inhalt

Wenn Frauen so schauen

- 13 Düstere Ausblick oder wie meine Frau mich zum Fensterputzen motiviert
- 18 Lange Unterhosen in Öl
- 21 Spielwut
- 24 Als ich noch ein Feuerwerk war
- 27 Die unwürdige Behandlung kranker Männer
- 30 Beziehungsroutine oder »Du bist für mich Luft«
- 33 Wenn meine Ausstrahlung nachlässt
- 35 Brennende Gummibärchen
- 37 Langzeitbeziehungsdeutsch
- 40 Meine unterwanderte Freundin
- 43 Gestört vom Flirt
- 46 Aufreißer in Latzhosen – wer nicht will, der hat schon

Aus den Trollkriegen

- 57 Die Zornkönigin oder das morgendliche Füttern
- 60 Morgendlicher Spracherwerb
- 63 Kinder zum Abgewöhnen
- 66 Das Lob zu Tadeln oder die Weisheit des Spermiums
- 69 Der Streichekatalog

- 72 Ein Tag der Ehre
75 Feinstofflicher Nachmittag
80 Die Lust, das eigene Kind heimlich mit anderen
zu vergleichen
83 Unordnung macht glücklich
86 Familienfrühstück
89 Die Trollkriegerin
92 Der letzte Käsefaden
94 Unter Schubsern
97 Der Heimweg als Martyrium
100 Alarm im Heim

Das Walten der Alten

- 107 Am ersten Tag
111 Wie mein neumodischer Vater die Rente verjubelt
114 Vor Neid zerknittert
117 Brauchtum mit Wildgeflügel
120 Der Opa in den Zeiten der Zuzahlung
126 Zuletzt

WENN FRAUEN SO SCHAUEN

Düsterer Ausblick oder wie meine Frau mich zum Fensterputzen motiviert

»Meine Sehkraft lässt nach!«, sagte ich eines Morgens zu meiner Frau oder zu dem, was ich dafür hielt. »Passt ganz gut«, antwortete meine Frau zufrieden, »ich seh heute auch nicht so doll aus.« »Siehst du da draußen den Vogel im Kirschbaum? Den sehe ich nur ganz grau!« »Mach dich nicht fertig! Wahrscheinlich ein grauer Star«, entgegnete meine Frau zu meinem blanken Entsetzen. Ich sprang auf und lief ans Fenster. »Es wird nicht mal besser, wenn ich ganz dicht rangehe ...« Meine Nase berührte schon die Glasscheibe. Nichts zu machen.

Als ich mich umdrehte, prustete die Trollprinzessin ihren Birnensaft über den Tisch. Auf meiner Nase war ein Fleck, und zwar genau jener, der jetzt an der Fensterscheibe fehlte. »Wir müssen schleunigst die Fenster putzen«, sagte meine Frau. »Lass uns noch ein halbes Jahr warten«, erwiderte ich schnell, bevor sich meine Frau an den Gedanken gewöhnte. »Sieh mal, das hat die Natur nicht umsonst so eingerichtet, dass die Fenster über den Winter schmutzig werden. So sind wir in der warmen Jahreszeit vor allzu heller Sonneneinstrahlung geschützt.« Meine Frau sah meinen Sohn an, mein Sohn sah meine Frau an, die Trollprinzessin sah rätselnd beide im Wechsel an, dann sahen sie alle zu mir. »Zu spät. Die Sonne scheint bereits einen größe-

ren Schaden angerichtet zu haben«, sagte meine Frau, und meine Kinder nickten frech.

Ich hege einen nicht geringen Widerwillen gegen das Fensterputzen, der daher rührt, dass alle Menschen sich einbilden, Fensterputzen wäre eine Hausarbeit. Fensterputzen ist aber genauso wenig eine Hausarbeit wie operative Nasenkorrektur eine Hausarbeit ist. Kurz: Wenn man es alleine und ohne gehörige Vorkenntnisse macht, sieht es nicht nur einfach schrecklich, sondern sogar schlimmer aus als vorher. Beim nächsten Sonnenaufgang begrüßen einen Fettschlieren auf den Scheiben, als hätte man die Fenster mit einer Speckseite gewienert. Grobkörniger Schmutz hat sich trotz dreier separater Eimer unters Wischwasser gemischt und kratzt einen beim Trockenputzen in den nackten Wahnsinn. Ein bezahlter Fensterputzer ist da immer die beste Wahl, aber ich wohne in einer Art Gewächshaus, und ich möchte nicht als verarmter Greis enden, der im städtischen Siechenhaus den Pflegerinnen mit seiner ewigen »Aber meine Fenster hätten Sie sehen sollen, Frollein. Immer blitzblank«-Litanei so lange den Nerv tötet, bis die Pflegerinnen aus Versehen meine Medikamente überdosieren.

»Du hast ja recht«, beschwichtigte ich meine Frau, als sie aufs Äußerste hochgekrempt und mit Leiter, Eimer und Lappen bestückt in der immerhin schon vier riesige Fenster umfassenden Küche erschien. »Aber schau, der Dreck liegt bereits sehr dick auf den Scheiben. Nicht mehr lange, und er wird schon der Schwerkraft wegen abfallen!« Meine Frau würdigte mich keines Blickes und stieg energisch mit schwappendem Eimer die Leiter hinauf. »Du musst nicht

mithelfen ...«, sagte sie voller Verachtung und begann ächzend besonders mühsam zu putzen, um mich zu beschämen. »Soll ich dir das Radio herstellen, damit du ein wenig Musik hast?«, versuchte ich noch, mich im Rahmen meines Ehrgeizes nützlich zu machen. Wortlos langte meine Frau an der Spitze der wackligen Leiter in gefährlich großen Bögen mit dem Lappen über die Fenster. »Beim Fensterputzen muss einer immer unten stehen bleiben und gucken, wo noch Schmutz übrig geblieben ist«, erklärte ich meinem Sohn bedeutsam, der aber nichtsdestotrotz gerade seinen ganzen Lebensentwurf auf das Leitmotiv »Ich will niemals so werden wie Vati!« umstellte.

Dann geschah es. Bei einem besonders gewagten Putzmannöver meiner Frau kippte die Leiter. Geistesgegenwärtig hielt sie sich an den Gardinen fest, die ihr allerdings nur für einen sehr kurzen Moment Halt zu geben vermochten. Doch es reichte, um meiner sportlichen Frau den Absprung an die Oberkante des Küchenschrankes zu ermöglichen, der nun wiederum unter diesen neuen Belastungsverhältnissen die aufrechte Position nicht länger aufrechterhalten konnte und vornüberfiel. Zum Glück für meine Frau, mich und unsere Kinder stand neben dem Küchenschrank mein altes Singlesofa, das nun den Sturz beider abfing. »Alles in Ordnung«, hörte ich meine Frau eine Sekunde später unter dem Küchenschrank lügen. Dann flog der Küchenschrank, freilich ohne das am Boden zerborstene Geschirr, dank der alterungsbeständigen Schenkelkraft meiner Lieblingshürdensprinterin von 1988 in seine alte Position zurück.

»Schluss jetzt mit dem verfluchten Fensterputzen!«, rief ich aus, während meine Frau sich mit schmerzverzerrtem

Gesicht erhob. Doch anstatt in meine für diesen Zweck extra ausgebreiteten Arme zu fallen und endgültigen Abschied von diesem törichtem Vorhaben zu geloben, rieb sich die Liebste nur kurz die beinahe ausgekugelte Schulter und stieg wütend, zerkratzt und zerdellt auf die wieder einigermaßen hingestellte Leiter. Zwischen den Zähnen den Eimerhenkel, da sie mit der rechten Hand noch nicht wieder richtig greifen konnte, und mit der ungelenken Linken im wahnsinnigen Versuch, das Fensterschrubben fortzusetzen. Dann endlich schritt ich zur Tat, nahm ihr das Wischzeug ab und putzte, ohne noch einmal zu murren, alle Fenster der Wohnung.

Und so macht sie es immer, wenn ich mal partout keine Lust zu irgendwas habe! Die Hälfte meiner widerwillig ausgeführten Tätigkeiten gehen auf den »Dann mach ich es eben allein«-Terror meiner Frau zurück. Indem sie ihr persönliches Wohlergehen mit meiner Einstellung zur Hausarbeit verknüpft, verkürzt sie den ansonsten sehr umständlichen Prozess der männlichen Entscheidungsfindung auf bloßen Gehorsam. Wenn man sich zwischen »Dieses Wochenende muss ich alle Fenster putzen« und »Von nun an muss ich meine Frau im Rollstuhl schieben« entscheiden muss, wird alles wunderbar leicht. Meine Freunde wissen das freilich nicht und wundern sich, wie aus einem so pathologisch antriebsschwachen, grundfaulen Typen, der sich noch beim Studentenpraktikum vor einer Handvoll gewaltbereiter Tagebaukumpel mit der Äußerung »Braunkohleabbau ist doch Weiberarbeit!« hervortat, eine so eilfertige Dienernatur werden konnte. »Bist du dir auch ganz sicher, dass du deine Kette auf diesem Autobahnparkplatz

verloren hast, Schatzi? In den Güllecontainern der beiden Dixi-Toiletten war sie jedenfalls schon mal nicht!« Im Gegenzug ist meine Frau relativ widerstandsfähig, was meine eigenen Erpressungsversuche betrifft. Nicht dass meine Frau nicht auch mal keine Lust zu irgendwas hätte, aber wenn ich dann sage: »Dann mach ich es eben alleine!«, kuschelt sie sich nur umso fester in ihr Kissen und murmelt schläfrig: »Aber nicht so laut!«

Lange Unterhosen in Öl

In der dunklen Jahreszeit, wenn viele Menschen schwermütig und jammerläppisch werden, hat meine Frau am meisten zu lachen. »Ich könnt mich echt beölen!«, prustet sie den Badezimmerspiegel voll, wenn ich morgens würdevoll vor das Waschbecken trete, und das, obwohl das echte wie vorgetäuschte Beölen ihres Leibes eigentlich in meine starken Hände gehört. Der Grund: Ich trage lange Unterhosen.

Das ist sehr ungerecht. Wenn Frauen ihre Schenkel mit Blickdichten oder Fischernetzgeweben bekleiden, erwarten sie standardmäßig offene Münder und spontane Fortpflanzungsangebote. Wenn aber ein Mann seine oft viel wohlgeformteren Beine in Langwäsche steckt, gilt das auch bei humormäßig schwer entflammaren Menschen als Riesenbrüller. Ich seh aber gar nicht ein, warum ich mir draußen im Winterfrost eine Reizblase anfrieren soll, nur damit ich morgens für zwei Minuten als schlafkrummer Adonis im Knappmieder durch die Wohnung schlurfen kann. »Du wirst die Motten kriegen in deinen langen Kameraden!«, verbreitet meine Frau vor den Kindern grob Irreführendes über die Entstehungsbedingungen der gefürchteten Schädlingfalter, und um mich noch ärger zu hanswursten, dreht meine Frau beim Frühstück das Radio lauter, als der Moderator die zwei, drei Plusgrade als artfremd für den

deutschen Januar denunziert. Ich kann's nicht mehr hören. Für die Jahreszeit zu warm. Für die Jahreszeit zu kalt. Ich bin froh, dass ich keine Jahreszeit bin. Ich würde reineweg verrückt werden. Jeden Tag muss sich das arme Wetter was Neues einfallen lassen, aber die Herren von der Mittelwertkommandantur des Meteorologischen Dienstes stehen immer nur mit Rümpfnasen vorm Thermometer und schütteln den Kopf. Zu warm. Zu kalt. Das soll ein Winter sein? Da können wir doch nur lachen. Der Frost ist ja gerade noch so im Toleranzbereich, aber die Niederschlagsmenge ... Für die Jahreszeit eindeutig zu trocken. Tut uns leid. Kommen Sie morgen wieder.

Wenn ich eine Jahreszeit wäre, würde ich an der Wetterwarte die Temperatur auf 80 Grad Celsius unter Null stürzen lassen, dass der Meteorologe, der gerade mit der Rundfunkstation telefoniert und eben wieder oberlehrermäßig die Witterung abkanzeln wollte, mit der Zunge an den Zähnen festklebt. Und dann würde ich ihm ins schockgefroren-abbröckelnde Ohr flüstern: »Sag ›zu kalt!‹ Los, sag doch ›für die Jahreszeit zu kalt!‹« (Meine Jugendfreundin Gaby wollte übrigens leidenschaftlich gern Meteorologin werden. Wurde aber nicht genommen. Wahrscheinlich war ihr Zensuredurchschnitt nicht durchschnittlich genug.)

»Mit der bedenklichen Hosenwärme hat deine Frau aber irgendwie recht«, entsolidarisiert sich beim Nachmittags-tee der Vater der kleinen Lleouisieohashae (nein, ich bin nicht auf der Tastatur eingeschlafen, das ist ein Mädchenname aus dem fröhlichen Irland – na, da werden sich später aber die Liebesbriefentwürfe im Papierkorb häufen), »die Keimdrüsen des Mannes müssen eher kühl gehalten

werden, sonst leidet die Qualität des Spermas.« Da stehe ich in der Küche in mollig warmen Unter- und Oberhosen und blicke durch den Flur, wo meine und seine Tochter mit Schokoladenfingern kichernd auf die Tapete krakeln, und sage sehr ruhig und sehr entschlossen: »Ich brauche kein Qualitätssperma mehr. Ganz bestimmt nicht!«

Spielwut

Meine Frau und ich sind ein Liebespaar. Da ist nichts zu machen. Es ist ein Gekuschel und Geschmuse bei uns daheim, dass einem ganz wuschig wird. Ich muss mir meine rechte Wange schon immer mal mit Franzbranntwein einreiben, damit ich sie mir abends im Schoß meiner Frau nicht wund liege. Manchmal schläft die Angebetete auch beim Fernsehen ein, und dann erhebe ich mich leise und trage sie zärtlich zu Bett, damit sie nicht noch mal aufwachen muss.

Na gut, das war jetzt ein bisschen gelogen. Natürlich könnte ich meine Frau irgendwie ins Bett schleppen, aber das Schlafzimmer dürfte nicht weiter als drei Meter vom Wohnzimmer entfernt und müsste auf geradem Weg erreichbar sein, und außerdem sollte sie vorher wirklich sehr schwere Schmerz- und Betäubungsmittel bekommen haben, damit die Holde beim Umreißen der Stehlampe und dem Anrempeln der Türen nicht doch noch aufwacht.

Aber ansonsten geht es bei uns zu wie bei Mireille Mathieu im Schlager. Und das aber nicht zwei Minuten dreißig, sondern 23 1/2 Stunden am Tag. Die übrig gebliebene halbe Stunde hat es allerdings in sich und umfasst für gewöhnlich die Endphase gemeinsamer Sport- und Familienspiele. Kurz gesagt: Wir können beide nicht besonders gut verlieren! Eigentlich können wir beide überhaupt nicht ver-

lieren, was auch psychologisch ungeschulte Naturen zweifelsfrei und von weitem erkennen können. Außenstehende sind von diesen Wutausbrüchen ohnehin oft unangenehm berührt. Wobei Unangenehmberührtsein sicher nicht ganz präzise die Empfindungen des im Unterholz herumschnüffelnden Hundes beschreibt, der im Sommer meinen Tischtennisschläger abbekam, den ich nach einer unverzeihlichen 24:22-Niederlage gegen meine Frau ins Gebüsch feuerte. Anders als es das Sprichwort vorschreibt, bellte der getroffene Hund aber nicht, sondern machte ein seltsam fiependes Geräusch, das ahnen ließ, dass sich das mit dem Gassi-Gehen nun ein für allemal erledigt hatte. (Dagegen war der Hundebesitzer völlig außer sich, wie Hundehalter ja sowieso dem Zerfleischen und Ausbluten eines gerade gerissenen Joggers durch ihre schwerhörigen Bestien eher achselzuckend zusehen, aber sofort die Polizei rufen, wenn ihr Struppi mal falsch herum gestreichelt wird.)

Eingeweihte Bekannte von uns hingegen reagieren vorausschauender, wenn meine Frau beim Skat-Spielen zum Beispiel entgeistert auf eine von mir arglos ins Spiel gestreute blanke Zehn starrt. Ihre bestürzte Frage »Ich glaub's ja nicht! Wo kommt denn die jetzt plötzlich her?« zielt ja auch nicht wirklich auf eine Antwort, sondern ist nur eine Art verbales Luftholen, in dem der geschulte Hausfreund und dritte Mann die Rotweingläser in Sicherheit bringen kann. Denn schon mit dem furiosen »Dann können wir das auch alles lassen! Wenn du hier spielst wie ein Volltrottel!« regnet ein Niederschlag aus Skatkarten und Kartoffelchips durchs Zimmer. Oft schlägt dann der Unparteiische ängstlich den Abbruch des Spieles vor, was aber nur dazu

Die Originalausgabe dieses Buchs erschien unter dem Titel
»Die Kunst, als Mann beachtet zu werden«.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei gebleicht.

Der Goldmann Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Lizenzausgabe April 2007

Copyright © der Originalausgabe 2005

by Seitenstraßen Verlag GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagillustration: Franziska Biermann/
www.auserlesen-ausgezeichnet.de

www.auserlesen-ausgezeichnet.de

Titelnummer: 46259

JE · Herstellung: MW

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-46259-9

www.goldmann-verlag.de



Stefan Schwarz

Mann in Not

Wie man Frauen, Kinder und die eigenen Eltern erzieht

Taschenbuch, Broschur, 128 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46259-9

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2007

Frauen, Kinder, Eltern und andere Desaster: Stefan Schwarz ist ein witziger und geistreicher Kommentator des Abenteuers Alltag.

Braucht ein Mann mit zwei Kindern wirklich noch Qualitätssperma? Muss er der Liebsten beim Vorlesen des Einkaufszettels noch Wort für Wort an den Lippen hängen? Und warum ist es leichter, Fidel Castro das Rauchen abzugewöhnen, als die eigenen Kinder zu erziehen? Stefan Schwarz kennt sich aus im Langzeitbeziehungsdschungel und erzählt mitreißend von seinen alltäglichen Selbstbehauptungsversuchen als Mann, Vater und erwachsener Sohn.